



Leseprobe

Peter Hamm

Pessoas Traum oder "Sei vielgestaltig wie das Weltall!"

ISBN: 978-3-446-23870-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23870-1>

sowie im Buchhandel.

Pessoas Traum
oder »Sei vielgestaltig wie das Weltall!«
Politik und Mystik bei Fernando Pessoa

I

Alle Götter sind Dichter-Gleichnis, Dichter-Erschleichnis
Friedrich Nietzsche

Es muss im Frühjahr 1982 während der Dreharbeiten zu meinem Dokumentarfilm über Fernando Pessoa gewesen sein, als ich an einem Nachmittag mit der letzten lebenden Verwandten des Dichters, seiner Halbschwester Dona Henriqueta Rosa Dias, zu einem Gespräch in deren Wohnung in Lissabon verabredet war. Gegen Mittag kündigten Rundfunk und Fernsehen einen Hurrikan an, worauf Geschäfte, Büros und Restaurants schlossen und die Menschen zwar nicht in Panik, aber doch verstört und in größter Eile nach Hause strebten. Busse und die damals einzige U-Bahn der Stadt fahren zwar noch, waren jedoch in Kürze gespenstisch leer, und bald wirkte die ganze Stadt, über der der Himmel giftig gelb geworden war, wie ausgestorben. Während ich dann bei Dona Henriqueta noch die legendäre Truhe Fernando Pessogas bestaunte, in der einmal mehr als 28000 Manuskriptblätter des Dichters verwahrt gewesen sein sollen, und auf den Buchrücken in Pessogas verglastem Bücherschrank flüchtig die Namen Nietzsche und Amiel wahrnahm, zog der Orkan an Lissabon vorbei.

Seit Lissabon 1755 von einem Erdbeben heimgesucht wurde, dessen Zerstörungsgewalt jede damals vorstellbare Dimension sprengte, sodass es die ganze zivilisierte Welt

aufschreckte und in der Folge das europäische Denken entschieden veränderte, leben die Bewohner dieser Stadt, ja ganz Portugals, im Bewusstsein jener Katastrophe, die seit dem 15. Jahrhundert immer wieder prophezeit worden war. Wie ein *memento mori* ragen im Zentrum der Stadt bis heute die zerbrochenen Pfeiler des beim Erdbeben zerstörten Carmo-Klosters in die Luft, und etwas Ruinenhaftes hat Lissabon immer bewahrt.

Es ist eine der Paradoxien, die Portugal kennzeichnen oder vielleicht auch auszeichnen, dass seine Bewohner, die sich doch seit jeher auf unsicherem Boden fühlten, ihr Heil Jahrhunderte lang vom unsichersten aller Elemente erhofften, vom Meer. Im Grenzenlosen waren Vasco da Gama und die anderen großen portugiesischen Seefahrer zuhause, und immer schweiften die Gedanken ihres Volkes mit ihnen ins Grenzenlose und Gefährliche. Wo Gefahr ist, wächst nicht nur das Rettende auch, sondern erst recht wachsen dort die Illusionen und der Glaube an Wunder. Kaum ein anderes Volk dürfte so wundergläubig und so innig in die Illusion verliebt sein wie das portugiesische, dem seit dem Untergang des Weltreichs der Traum stets mehr bedeutete als die Tat. Mehr noch als ein Wallfahrtsort wie Fatima offenbart das der noch heute in Portugal nicht völlig verschwundene *Sebastianismus* mit seinem Traum von der Wiederkehr jenes jungen Königs *Dom Sebastião*, der im Alter von vierundzwanzig Jahren, von nichts als törichtem Ehrgeiz geleitet, zu einem neuen Kreuzzug gegen die Mauern aufbrach und mit seinem schlecht ausgerüsteten Heer 1578 im Wüstensand vor den Mauern von Alcácer-Quibir vernichtend geschlagen wurde. Von dieser Niederlage hat sich Portugal, das danach für lange Zeit unter spanische Herrschaft geriet, nie mehr ganz erholt.

Da niemand König Sebastian hatte sterben sehen und

auch sein Leichnam nie gefunden wurde, kam im portugiesischen Volk bald der Glaube an eine glorreiche Rückkehr des jungen Königs auf. Dieser tradierte sich über die Jahrhunderte hinweg und fasste auch in Brasilien Fuß, wo es noch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zu sebastianischen Aufständen der Armen kam. *Dom Sebastião* werde zum Begründer eines neuen, eines *fünften Reichs* werden: so hatten es im 17. Jahrhundert nicht nur Gonçalo Anes Bandarra, ein von der Inquisition verfolgter Schuhmacher und Mystiker – ein portugiesischer Jakob Böhme – prophezeit, sondern auch der bedeutendste Theologe seiner Zeit, Padre Antonio Vieira, dessen Predigten und Briefe aus Brasilien ihn noch heute als unübertroffenen Rhetoriker und einzigartige moralische Instanz ausweisen (»Payassú«, Vater der Indianer, wurde er von diesen genannt). Vieiras *Esperanças de Portugal* und seine *Historia do Futuro*, in der sich der Jesuit kühn zum Geschichtsschreiber der Zukunft aufwirft, zählten für Pessoa zu den heiligen Büchern, und wenn er einmal einem »Imperialismus der Grammatiker« das Wort redete, dann sicher auch im Blick auf Padre Vieira, der mit seinem Denken in Antithesen und Paradoxien starken Einfluss auf sein eigenes Denken ausgeübt hat.

Für einen Nicht-Portugiesen ist es nur schwer verständlich, dass ein so universal gebildeter und aufgeklärter Geist wie Pessoa den *Sebastianismus* noch im 20. Jahrhundert ernst nahm. Nimmt man Pessoas einzigen zu Lebzeiten publizierten Gedichtband, der in Pessoas Todesjahr 1935 unter dem Titel *Mensagem (Botschaft)* erschien, zum Maßstab, so erscheint der Dichter als einer, der den *Sebastianismus* sogar wiederbeleben wollte und jedenfalls einem mystischen Nationalismus huldigte. In *Mensagem* – schon der Titel ist Programm – werden nicht nur *Dom Sebastião*, der Schuster

Bandarra und António Vieira, der »Kaiser unserer Sprache«, beschworen, sondern auch das *fünfte Reich*, der Orden der Tempelritter, der Geheimbund der Rosenkreuzer-Bewegung und daneben noch nahezu alle anderen Heroen und Mythen eines Volkes, das seine Zukunft mit Vorliebe in der Vergangenheit suchte. Allerdings erhebt Pessoa die historischen Gestalten nicht in den Rang eines Mythos, wie Camões es in seinen *Lusiaden* unternahm, sondern er geht vom Mythos als höchster Realität eines Volkes und von dessen Bedürfnis nach Remythisierung aus. Jede Remythisierung ist nicht nur Ausdruck des Zweifels der Epoche an sich selbst und der Endgültigkeit ihres Horizonts, sondern – wie Hans Blumenberg es definiert hat – »die Ahnung, dass nichts in der Menschheitsgeschichte je endgültig ausgestanden ist, wie oft man auch glaubte, es hinter sich gelassen zu haben«. Der Dichter selbst erscheint in *Mensagem* als eine Art Erwählter, als Eingeweihter, Magier und Medium, durch das die mythischen Gestalten in die Gegenwart hinein sprechen.

Tatsächlich hat sich Pessoa – wie auch etliche andere seiner literarischen Zeitgenossen, so etwa Aleksandr Blok, Andrej Belyj, John Cowper Powys oder William Butler Yeats – als ein in mehreren Mysterien Initiierter gesehen und war überzeugt davon, magische Kräfte zu besitzen (*Initiation*, eines seiner schönsten Gedichte, das Paul Celan kongenial ins Deutsche übertragen hat, legt Zeugnis davon ab). Nach eigenem Bekunden hat er bei spiritistischen Sitzungen im Haus seiner Tante früh seine Veranlagung zum Medium entdeckt und dabei angeblich sogar die Fähigkeit entwickelt, den Astralleib fremder Menschen zu erblicken. Seit 1914 hat sich Pessoa jedenfalls leidenschaftlich mit Theosophie, Okkultismus und den europäischen Geheimorden beschäftigt, insbesondere mit dem verfolg-

ten Orden der Tempelritter, dem auch Stefan George im *Siebenten Ring* gehuldigt hat. Pedro Teixeira Mota, ein Okkultismus-Forscher, behauptete sogar, Pessoa habe sich in die ersten drei Grade des Templerordens einweihen lassen, was nicht nur deshalb schwer zu glauben ist, weil Pessoa selbst es in einem Brief an Adolfo Casais Monteiro bestritten hat, sondern weil sich der Templerorden schon im Geburtsjahr Pessoa aufgelöst hat. Allerdings berief sich Pessoa in seinem Abschiedsbrief an Ophelia Queiroz ausdrücklich auf den »Gehorsam gegenüber Meistern, die nichts erlauben«, und offenbar schon gar nicht eine irgend geartete Liebesbeziehung. Auch wurden im Nachlass Pessoa Entwürfe zu Ordensritualen gefunden, die darauf schließen lassen, dass Pessoa in seinen letzten Lebensjahren beabsichtigte, selbst einen Orden zu gründen. Und wenn er einmal erklärte, sein *Dom Sebastião* habe wenig zu tun mit jenem, von dem es heißt, er sei in Afrika verschollen, »sondern viel mit dem *Dom Sebastião*, der die kabbalistische Zahl des portugiesischen Vaterlandes trägt«, so entspricht das ziemlich genau der Überzeugung jener Geheimgesellschaften, die den *Sebastianismus* von einer Generation zur anderen tradierten. Als übrigens Salazar, im Gefolge Mussolinis und Hitlers, die Freimaurer verbieten wollte, verfasste Pessoa eine geistreiche und hochironische Abhandlung zu deren Verteidigung, in der er den »alphabetischen Patriotismus« von Salazar und Konsorten aufs Korn nahm und den Eiferern nachwies, nicht die geringste Ahnung von Geheimgesellschaften und dem, was sie zusammenhält, zu haben. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass Pessoa für seine Freunde ebenso wie für historische Persönlichkeiten oder auch für die fiktiven Biographien seiner eigenen Heteronyme Horoskope erstellte und sogar geplant haben soll, in Lissabon ein astrologisches

Büro zu eröffnen. (Als er dem gleichermaßen bewundern wie gefürchteten, auch von Yeats konsultierten Magier und Mystagogen Alister Crowley einen Fehler in dessen eigenem Horoskop nachwies, reiste dieser postwendend nach Lissabon und veranlasste Pessoa zu gemeinsamen magischen und tantrischen Experimenten, welche sogar die Polizei auf den Plan riefen. Angel Crespo, der Pessoa-Biograph, vermutet, Crowley sei der »Meister« gewesen, der Pessoa initiierte.)

Liest man die Gedichte aus *Mensagem* mit geschärftem Blick, entdeckt man bald, wie wenig eindeutig und wie vieldeutig Pessogas *Botschaft* ist. Der Dichter, der in seinem berühmten Gedicht *Autopsychographie* (»Der Dichter macht uns etwas vor . . .«) alle Dichtung als Fiktion, Fälschung und Maskenspiel definiert hat, inszenierte auch die Auftritte seiner historischen Figuren als Maskenspiel, was allerdings nicht heißt, dass er es nicht sehr ernst meinte (als »diese sehr ernstesten Spiele« apostrophierte Goethe seinen *Faust*). Sicher hatte Pessoa nicht eine physische Wiederkehr von *Dom Sebastião* im Sinn, aber er glaubte an die Imaginationskraft des kollektiven Unterbewusstseins, die ein Phänomen wie den *Sebastianismus* mit seinen messianischen Zügen erst hervorgebracht hatte. Zudem war er der Überzeugung, dass man nur »mit der Erschaffung oder Erneuerung eines großen nationalen Mythos die Moral einer Nation anheben kann«, wie er es 1926 in einer Umfrage formulierte. Erstaunlich freilich, dass Pessoa 1914 den Philosophen Sampaio Bruno befragte, ob es analoge Phänomene wie den *Sebastianismus* in der Geschichte anderer Nationen gebe, und ihm dabei offenbar weder Kaiser Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. (von denen deutscher Volksglaube lange eine Wiederkehr und Wiederaufrichtung der alten Reichsherrlichkeit erwartete) in den Sinn kamen noch der

jüdische Messianismus samt seinen Auswüchsen des Sabbatanismus, also jener Bewegung, die sich im 17. Jahrhundert auf den »falschen Messias« Sabbatai Zwi berief (dem Gershom Scholem eine bedeutende Studie gewidmet hat). Dabei verleugnete Pessoa nie seine jüdischen Wurzeln, war er doch Nachfahre eines Astrologen, Okkultisten und Psalmisten, der von der Inquisition 1706 in einem Prozess in Coimbra als »militanter Jude« mit Konfiskation seines Vermögens bestraft worden war, und einem seiner Heteronymen, Álvaro de Campos, verlieh Pessoa ausdrücklich Physiognomie und Hautfarbe eines portugiesischen Juden. Der Schriftsteller Mário Saa, ein erklärter Antisemit, hat in seinem 1924 erschienenen Buch *Die Invasion der Juden* Pessoas jüdische Wurzeln detailliert freigelegt und dabei mit der Scharfsicht des Ressentiments auch noch Pessoas heteronymes Versteck- und Maskenspiel als Ausdruck des ängstlichen Argwohns seiner im Ghetto zusammengetriebenen Vorfahren interpretiert.

Sicher akzeptierte Pessoa nie die christliche Vorstellung von der Erfüllung der Verheißung und der Erlösung durch einen gekreuzigten Messias. Verheißung schien ihm ein höherer Wert als Erfüllung, so wie Moses das verheißene Land nur sehen, aber nicht betreten durfte. Um mit George Steiner zu sprechen: »Im Innersten seines Herzens kann der Jude das Beenden der Geschichte durch den Messias, das Erlöschen des Unbekannten, die ewig währende *stasis* und den *ennui* des Erlöstseins nicht akzeptieren, er bleibt dem Genius der Ratlosigkeit und Rastlosigkeit verpflichtet.« Wenn es ein Leitmotiv in Pessoas *Mensagem* gibt, dann lautet dies, dass alles, was ist, nur Fiktion und Wahn, jeder Gott der falsche Gott ist und einzig der Traum, den er einmal »meinen Gebieter« nennt, und das, was noch nie war, wahr sind. Von Odysseus, der Legende nach der Gründer

Lissabons, heißt es: *Weil er nicht kam, ist er gekommen / und erschuf uns.* Und in einem der Gedichte, die sich direkt auf den verschollenen *Dom Sebastião* beziehen, erscheint dieser als *der Verhüllte*, der verkündet: *Nur der, als den ich mich träumte, überlebt / als Solcher kehre ich zurück.* In einem anderen *Sebastião*-Gedicht, *Die glückseligen Inseln* überschrieben, versetzt Pessoa den König nach Nirwana: *Es sind die glückseligen Inseln, / die Länder ohne einen Ort, / wo sich der König wartend zeigt; / jedoch, wenn wir erwachen, schweigt / die Stimme, nur das Meer tönt fort.*

Im stärksten dieser an König Sebastian gerichteten Gedichte erklärt Pessoa gerade den Wahn des Königs als seine eigentliche Botschaft an Portugal:

*Ein Tor, ja, ein Tor, weil ich Größe erstrebte,
wie sie die Himmlischen nicht verleih'n.
Weil ich den Traum zu bedrängend erlebte,
verblich dort, wo die Möwen schrein,
mein altes, nicht mein lebendiges Sein.*

*Erbt meine Torheit von mir
mit allem, was in ihr gärt!
Was wäre mehr als ein starkes Tier
der Mensch ohne Torheit wert,
lebender Leichnam, der sich vermehrt!*

Georg Rudolf Lind übersetzte das Wort *loucura*, mit dem die zweite Strophe des Originals anhebt, mit *Torheit*, hätte es aber durchaus auch mit *Wahn* oder *Wahnsinn* übersetzen können. *Erbt meinen Wahn/Wahnsinn von mir!* wäre wahrscheinlich den Intentionen Pessoa's noch näher gekommen. (Im Gedicht auf Gonçalves Anes Bandarra allerdings, in dem Pessoa den Schuhmacher aus Trancoso, den er ein-

mal als »Schutzpatron unseres Landes« gefeiert hatte, mit dem *Toren und Erzplebejer Jesus Christus* gleichsetzt, spricht vieles für die mildere Wortwahl *Tor*: *Er träumte, namenlos verloren / von dem von Gott erschauten Reich, / verworren wie die Welt, dem Toren / und Erzplebejer Jesus Christus gleich. // Er war nicht Heiliger, nicht Held, / und dennoch ward er zum Signal / von Gott gesalbt: auf dieser Welt / nicht Portugiese, sondern Portugal.*)

An zentraler Stelle findet sich das Wort *Wahn* auch im Gedicht *Weihnachten*, einem der Schlüsselgedichte aus *Mensagem*, weil in ihm Pessoa's Polytheismus manifest und gleichzeitig auch schon wieder relativiert wird:

*Ein Gott erscheint, und andre müssen weichen.
Statt Wahrheit Irrtum nur mit neuen Zeichen.
Wir stehen jetzt in andrer Ewigkeit,
und dennoch: besser war die alte Zeit.*

*Blind pflügt die Wissenschaft die Erde um ...
Im Wahn erträumt der Glaube seinen Kult.
Ein neuer Gott ist nur ein Wort. Darum
glaub nicht und such nicht: Alles ist okkult.*

Nietzsche, Prophet der *Wiederkehr des Gleichen*, schrieb: »Zwei Jahrtausende beinahe – und nicht ein einziger Gott! Und wie viele neue Götter sind noch möglich.« Pessoa, der in einem seiner Gedichte bekennt: *In jedem Winkel meiner Seele raucht ein Altar für einen anderen Gott*, hat 1923 in der Zeitschrift *Revista Portuguesa*, auf die Frage nach der Zukunft Portugals seine Vision des *Fünften Reichs* ganz im Sinne seiner polytheistischen Gedichte geantwortet und sich dabei des emphatischen Nietzsche-Tons bedient (implizit hat er damit auch eine Begründung für die Aufspaltung seiner Person in viele Heteronyme geliefert):

»Die Zukunft Portugals, die ich nicht berechne, sondern kenne, ist für den, der sie zu entziffern weiß, bereits niedergelegt in den Liedstrophen Bandarras und in den Vierzeilern des Nostradamus. Diese Zukunft besagt, dass wir alles sein werden. Wer, der Portugiese ist, kann in der Beschränktheit einer einzigen Person, einer einzigen Nation, eines einzigen Glaubens leben? Welcher wahre Portugiese kann zum Beispiel in der sterilen Beschränktheit des Katholizismus leben, wenn er außerhalb davon alle Protestantismen und alle orientalischen Glaubensrichtungen durchleben kann, alle toten und lebendigen Heidentumskulte, um sie auf portugiesische Weise zu einem höheren Heidentum zu verschmelzen? Lasst uns nicht dulden, dass uns ein einziger Gott außerhalb unsrer selbst fremd bleibt! Saugen wir alle Götter auf! Wir eroberten schon das Meer: es fehlt noch, dass wir den Himmel erobern, mag die Erde für die anderen, die ewig anderen, die anderen von Geburt her, die Europäer bleiben, die keine Europäer sind, weil sie keine Portugiesen sind. Alles auf jegliche Weise sein, weil die Wahrheit sich nicht zeigen kann, wenn noch irgendetwas fehlt! Schaffen wir so das höhere Heidentum, den obersten Polytheismus! In der ewigen Lüge aller Götter sind nur alle Götter die Wahrheit.«

In einigen Prosa-Fragmenten hat Pessoa der Vision vom *Fünften Reich* quasi realen Boden einzuziehen versucht und dabei eine Chronologie der bisherigen Reiche aufgestellt. Demnach folgten dem Griechischen Reich das Römische Reich (»das die gesamte Erfahrung und Kultur der Griechen zusammenfasst und in seinem Umkreis alle Völker verschmilzt, die damals oder später unsere Zivilisation ausgemacht haben«) und diesem das Christliche Reich (»das

den Raum des Römischen Reichs mit der Kultur des Griechischen Reichs verschmolzen und ihm orientalische Elemente jeglicher Art, darunter das hebräische, hinzugefügt hat«) sowie zuletzt das Englische Reich (»das die Errungenschaften der drei anderen Reiche über die gesamte Erde verteilt hat und so das erste Reich mit einer neuen Art von Synthese geworden ist«). Das *Fünfte Reich* müsste, laut Pessoa, die vier vorangehenden Reiche zur Synthese eines Universalreichs führen, das wohl einen religiösen Charakter besitzen würde, der nicht außerchristlich, aber auch nicht katholisch sein sollte (»weil der Katholizismus zu einem neuen Synkretismus unfähig geworden ist«). Möglich sei schließlich, dass dem *Fünften Reich* das Reich des Antichristen und damit das Weltende folge.

Es ist bezeichnend für Pessoa, dass er am Ende dieser Ausführungen alles wieder relativiert und erklärt: »Dass dieses *Fünfte Reich* kommen kann, beweist gewiss nicht, dass es auch wirklich kommen wird.« Zuletzt nimmt er Zuflucht zum großen Geheimnis, denn »das Geheimnis, so sagt der höchste Okkultismus, ist nicht nur größer als das Universum, sondern als Gott selbst«. Was zählt, ist zuletzt nur der Traum und die Bemühung um ein hohes Ziel, »die an und für sich schon ein Resultat dieses hohen Ziels« ist, denn: »Was uns als groß zuwächst, weil wir stets an große Dinge denken, ist die erste Wirkung dieser großen Dinge.« In einem anderen dem *Sebastianismus* gewidmeten Fragment bekräftigt und präzisiert Pessoa diesen Gedanken noch: »Die Seele ist unsterblich und, wenn sie einmal erscheint, kommt sie wieder, wenn man sie durch ihre Form hindurch anruft ... Wenn ihr daher etwas schafft, dessen Form mit dem Gedanken König Sebastians identisch ist, wird König Sebastian zurückgekehrt sein, aber nicht nur in einem übertragenen Sinne, sondern wirklich und konkret

gegenwärtig, wenn auch nicht physisch in Person. Ein Ereignis ist ein Mensch oder ein Geist in unpersönlicher Form.« (Auch dieser letzte Satz wirkt implizit wieder wie eine Erklärung des Ereignisses Pessoa, dessen Geist sich in die vielen Personen seiner Heteronyme aufspaltete, ohne eine davon physisch zu sein. Herausfordernd blasphemisch bekräftigte Pessoa seine Polypersonalität mit dem Satz: »Gott ist nicht einer, wie könnte ich es sein!«)

Pessoas mystisch überhöhter Nationalismus, wie er sich in seiner Fixierung auf *Sebastianismus* und ein *Fünftes Reich* zeigt, lässt sich, worauf schon Pessoas erster Biograph Joao Gaspar Simões hinwies, sicher auch als Überkompensation jenes Verlusts seiner portugiesischen Heimat interpretieren, den Pessoa in seiner Kindheit erlitten hat. Kam Pessoa doch nach dem frühen Verlust seines Vaters und der Wiederverheiratung seiner Mutter mit dem portugiesischen Konsul in Durban, 1896, im Alter von acht Jahren, nach Südafrika, wo er englisch erzogen wurde und dabei Gefahr lief, seiner Muttersprache verlustig zu gehen. (Seine frühen literarischen Versuche sind fast ausschließlich in Englisch geschrieben.) Eine andere Erklärung für Pessoas mystischen Nationalismus bietet der Essayist Eduardo Lourenço, der darauf aufmerksam machte, dass die meisten Gedichte aus *Mensagem* nach 1928, also nach Salazars Machtantritt, entstanden sind, und Pessoa mit ihnen dem faschistoiden Machtkonzept des *estado novo* sein *Fünftes Reich* als ein reines Reich des Geistes entgegenstellen wollte, gegründet »auf den Imperialismus von Grammatikern und Dichtern, der länger dauert und tiefer reicht als derjenige der Generale«. Dabei konnte Pessoa zudem für den *Sebastianismus* reklamieren, dass er rein nationale Wurzeln hat, während Katholizismus, Liberalismus oder Sozialismus Importe des Auslands, mithin jenes Europas sind, zu

dem Portugal stets ein gespanntes oder diffuses Verhältnis hatte und zu dem es gleichsam mit dem Rücken zur Wand stand.

Der von Pessoa hochgeschätzte Schriftsteller Oliveira Martins, ein Schüler Proudhons, der früh Nietzsche für sich und für Portugal entdeckt hatte, schrieb schon 1894 in seiner *História de Portugal*: »Das Vaterland zog sich von der Erde zurück in den dunstigen Bereich der Dichtung und der Mythen.« Nur dort wird noch aus jeder Niederlage ein Sieg, aus jeder Grablegung eine Auferstehung. In diesem Sinne interpretiert Eduardo Lourenço auch das portugiesische Nationalepos, die *Lusiaden* von Camões; die dort beschworene Größe Portugals, so Lourenço, wisse insgeheim schon, dass sie eine Fiktion ist: »Die *Lusiaden* sind die Fiktion unserer eigentlichen und ruhmreichen Fiktion.« Auch das *Nebel* überschriebene Gedicht, das Pessogas Gedichtband *Mensagem* beschließt, weiß um diese Fiktion der Fiktion. Es malt das Portugal der Gegenwart – Pessogas Gegenwart – als ein Nebel- und Dämmerreich ohne Glanz und Glut, in dem nur noch Verzagte existieren, weder böse noch gut, Zerstreute, die nicht wissen, was sie wirklich wollen und keinem König oder Gesetz mehr folgen. Doch dann schließt das Gedicht *Nebel* völlig überraschend mit dem befreienden Ausruf: *É a Hora!* (*Das ist die Stunde!* oder: *Die Stunde ist da!*), dem noch ein wie aus einer anderen Zeit herübertönendes *Valete, Fratres* folgt. Mitten im Dunst- und Nebelschleier der Verzagtheit soll also die Stunde sein, in der das Wunder geschieht und der *Verhüllte* oder *Verborgene* sich offenbart:

*Nicht König noch Gesetz, nicht Krieg noch Frieden
verleihen eigenes Profil und Sein
dem matten Dämmerchein,*

*der dem verzagten Portugal geblieben –
Glanz ohne Glut und wenig rühmlich,
wie er dem Irrlicht eigentümlich.*

*Niemand weiß, was er wirklich will.
Niemand kennt seinen eigenen Mut,
weiß nicht, was böse ist, was gut.
(Welch fernes Sehnen weint ganz nah?)
Alles ist ungewiss und spät die Zeit.
Nichts ist mehr ganz, alles zerstreut.
O Portugal! Heut' nur ein Nebelreich ...*

*Das ist die Stunde!
Valete, fratres!*

II

*Der Übermensch wird sein – nicht der Härteste,
sondern der Vielfältigste. (F.P., Ultimatum)*

Wenn die »ins Grenzenlose übergesprungene Vieldeutigkeit«, die Hans Blumenberg den Mythen attestiert, je in einer lebendigen Person ihren vollkommenen Ausdruck fand, dann in Fernando Pessoa, dessen Name *Pessoa* im Portugiesischen nicht nur *Person*, sondern auch *Maske* und *Niemand* bedeutet. Dieser Dichter, der sich einmal als *Drama in Leuten* definierte und sich selbst zur lebendigen Bühne für die Auftritte all jener Personen/Masken machte, in die sein Ich zerfiel oder genauer: sich verzweigte und vielfältigte, sprach auch, wo er sich zu Gesellschaft und Politik äußerte, in den vielen Zungen dieser Schauspieler/Masken seines Lebens. *Alberto Caeiro, Ricardo Reis, Álvaro de*

Campos, Alexander Search, António Mora, Raphael Baldaya, Charles Robert Anon, Jean Seul, Vicente Guedes, Baron von Teive und die vielen anderen heteronymen Verkörperungen Pessoa könnten, wären sie Politiker, ein Parlament bilden, in dem vom Monarchisten bis zum Anarchisten so ziemlich jede denkbare politische Spielart vertreten wäre. Nicht nur widerspricht in diesem imaginären Parlament jeder jedem, sondern die meisten widersprechen sich auch gern selbst. Einmal bekennt Pessoa (in einem Notat für die Einführung des *Intersektionismus*) sogar: »Ich habe keine Prinzipien. Heute verteidige ich die eine Sache, morgen die andere. Doch ich glaube nicht an das, was ich heute verteidige, und auch morgen werde ich kein Zutrauen haben in das, was ich verteidigen werde. Mit den Ideen und Gefühlen spielen ist mir immer als das allerschönste Schicksal erschienen.« Nichts wäre verkehrter, als deshalb die gesellschaftspolitischen Äußerungen im Werk Pessoa nicht ernst zu nehmen, auch sie gehören zur Sphäre jener »sehr ernstesten Spiele«, von denen Goethe mit Blick auf seinen *Faust* sprach.

Auffallend ist es, dass keines von diesen heteronymen Geschöpfen Pessoa jenem mystischen Nationalismus anhängt, wie er in dem mit seinen eigenen Namen Pessoa gezeichneten Gedichtband *Mensagem* niedergeschlagen hat (die Wissenschaft spricht deshalb von *Pessoa ipse*). Von *Raphael Baldaya* wird dieser sogar heftig attackiert. Berührungen mit ihm gibt es allenfalls im berühmt-berüchtigten *Ultimatum*, dem 1917 in *Portugal Futurista* veröffentlichten Pamphlet von *Álvaro de Campos*, das mit schier tobsüchtigem Furor und Invektiven wie Peitschenhieben sämtliche Größen der zeitgenössischen Kultur und Politik schmäht und vor sich hertreibt, um am Ende, wenn restlos alles, was einmal von Wert schien, im Orkus der Verachtung versenkt

ist, einen portugiesischen *Übermenschen*, einen *Super-Camões*, aus dem Hut zu zaubern, der mit kaum zu steigern-dem Pathos verkündet: *Ich, von der Rasse der Entdecker, verachte alles, was weniger ist als die Entdeckung einer Neuen Welt!*

Es übersteigt fast die Vorstellungskraft, zu glauben, dass Álvaro de Campos, der Schreihals des *Ultimatum*, denselben Urheber haben soll wie der ebenso sanfte wie leise *Alberto Caeiro*, der an jenem 8. März 1914, der zur Geburtsstunde seiner drei wichtigsten Heteronyme wurde, Pessoa als erster *erschien* und der ihm »in einem Zuge und in einer Art Ekstase, deren Besonderheit ich nie werde definieren können«, über dreißig Gedichte diktierte. So hat es Pessoa selbst dem Kritiker Adolfo Casais Monteiro 1930 berichtet, dem er auch gestand, er habe *Alberto Caeiro* sofort als seinen Meister erkannt und ihm noch am selben Tag mit *Ricardo Reis* und *Álvaro de Campos* Schüler geschaffen. Ganz im Gegensatz zu *Álvaro de Campos*, der vor allem in seiner futuristischen Frühphase mit ihren ausschweifenden Langgedichten (*Triumph-Ode*, *Meeres-Ode*, *Ultimatum*) von allen zivilisatorischen und politischen Giften der Epoche infiziert scheint (sogar von dem des heraufkommenden Faschismus), ist *Alberto Caeiro* ein kontemplativer bukolischer Dichter, der seine Gedichte unter dem Titel *Der Hüter der Herden* gesammelt hat und für den sein Dorf den Mittelpunkt der Welt bedeutet. Er ist – wie Octavio Paz es formuliert hat – »der mit der Natur versöhnte Mensch«, ein Mensch »noch vor der Arbeit und vor der Geschichte, ja vor dem Bewusstsein«, also etwas, was niemand mehr sein kann. Dieser »Mystiker des Nichtwissenwollens« mit seiner geradezu verstörenden Positivität der reinen Tautologie – ein Baum ist ein Baum, ein Schmetterling ist ein Schmetterling, ein Stein ist ein Stein – zeigt sich resistent gegenüber allen philosophischen und politischen Ideen, die auf

Veränderung abzielen, und hat für alle Erfinder von *Be-glückungsmaschinen* nur milden Spott übrig. Dem aus der Stadt gekommenen Agitator, der auf dem Dorfplatz vom Leiden der Arbeiterklasse, von den Hungernden und *von allem spricht, was ihn erzürnen konnte*, hält er entgegen: *Wie glücklich muss jemand sein, der ans Unglück der anderen denken kann! / Wie töricht, wenn er nicht weiß, dass das Unglück der anderen ihr Eigentum ist / und nicht von außen geheilt werden kann . . . // Ich nehme die Ungerechtigkeit hin, wie ich hinnehme, dass ein Stein nicht rund / und eine Korkeiche nicht als Pinie gewachsen ist.* Und in einem anderen Gedicht, in dem wieder *ein Mann aus der Stadt* von den leidenden Arbeitern und von den Reichen spricht, denen der Hunger der Armen einerlei ist, verkündet *Alberto Caeiro* sein gesellschaftspolitisches Credo: *Alles Böse der Welt rührt daher, dass wir uns umeinander kümmern, / sei es, um Gutes, sei es, um Böses zu tun.*

Álvaro de Campos hat sich in seiner zweiten dichterischen Phase, in der das Fiebrige und Frenetische der futuristischen Frühphase mehr und mehr dem Parlando der Resignation gewichen ist, insofern doch noch als Schüler seines *Meisters Caeiro* erwiesen, als ihm nun die großen Menschheitsentwürfe von Religion, Philosophie und Politik keiner aggressiven und höhnischen Zurückweisung mehr wert sind und er sich eher der illusionslosen Betrachtung der Welt hingibt oder die eigene Einsamkeit bespiegelt. *Álvaro de Campos* ist überzeugt davon, *dass es besser ist, Kind zu sein, als die Welt begreifen zu wollen*, und er empfindet sich *eher eines Baumes als eines Arbeiters Bruder*. Wie sein *Meister Caeiro* bedauert er, das Leid der Welt nicht bedauern zu können: *Ich bin unparteiisch wie Schnee. / Nie zog ich den Armen dem Reichen vor, / so wenig, wie ich in mir das eine dem andern vorzog.* Ein Gedicht über die Begegnung mit einem Bettler (*Beruf Bettler*), in dem sich der Dichter selbst als eine

Art Bettler stilisiert (*er muß von den Tagen erbetteln, dass sie vorübergehn und uns verlassen, / und das heißt Bettler sein*), zeigt die immer noch bestehende Differenz zum *Meister Caieiro* auf, steckt sein Schüler *Álvaro de Campos* doch immer noch in der Zwangsjacke des Verstands. Seine bittere Bilanz: *Wie schön wäre es, könnte ich aufbegehren auf einer Volksversammlung in meiner Seele! / Doch ich bin nicht einmal ein Idiot. / Ich kann nicht einmal Zuflucht nehmen zu Meinungen über soziale Verhältnisse. / Ich habe gar keine Zuflucht: ich bin bei Verstand . . . // Nichts von Ästhetik mit Herz: ich bin bei Verstand. / Scheiße! Ich bin bei Verstand.*

In einem seiner bedeutendsten Poeme, der auch in ihren Ausmaßen gewaltigen *Tabacaria* (*Tabakladen*), in der wie in einem Brennspeigel der ganze Kosmos Pessoa konzentriert erscheint, betrachtet *Álvaro de Campos* zunächst fassungslos, doch dann zunehmend gleichmütiger die zu einer Konditorei und einem Tabakladen geschrumpfte und aller Metaphysik entkleidete Welt: mit dem Mädchen, das Schokolade isst – *Iss Schokolade, kleines Mädchen. / Sieh, es gibt keine andere Metaphysik auf der Welt als Schokolade. / Sieh, alle Religionen lehren nicht mehr als die Konditorei. / Iss nur, schmutzige Kleine, iss!* –, und mit dem Mann, der den Tabakladen auf der Straße gegenüber betritt: *Ah, ich kenne ihn; es ist der Stefan ohne Metaphysik. / Wie auf Göttergeheiß hat er sich umgedreht um mich erblickt. / Er winkte mir zu, ich rief: auf Wiedersehn, Stefan!, und das Weltall / fügte sich, ohne Hoffnung und Ideale, für mich zusammen, und der Besitzer des Tabakladens lächelte.* Während in den frühen Poemen des *Álvaro de Campos* immer etwas wie Verachtung für die Deklassierten und ihre Normalität mitschwang, verspürt er ihnen gegenüber jetzt Neid: *Heute beneide ich jeden Bettler, nur weil er nicht ich ist.* Und in einem an seinen *Meister Caieiro* gerichteten Gedicht (*Mestre, meu mestre querido!*) beklagt er gar, dass dieser ihn erschaffen habe:

*Warum machtest du mich zum Ich? Hättest du mich doch
Mensch sein lassen!*

*Glücklich der Buchhalterlehrling,
der seine Pflichten kennt, so leicht, wiewohl schwierig,
der sein geregeltes Leben hat,
für den Genuss Genuss und Erholung Erholung ist,
der den Schlaf schläft
und Essen isst
und Getränke trinkt und darum froh ist.*

*Du gabst mir deine Ruhe, und sie ward mir zur Unruhe.
Du hast mich befreit, doch das Los der Menschheit ist Sklave
sein.
Du hast mich erweckt, doch der Sinn des Menschseins ist
schlafen.*

Von den drei Heteronymen, die am 8. März 1914 die *Bühne Pessoa* betraten, ist *Caeiros* Schüler *Ricardo Reis* sicher der unkomplizierteste, ein Stoiker und Epikureer, der sich dem Klassizismus verschrieben hat und kurze Oden mit antikem Anstrich verfertigt, in denen er sich, wie sein Bruder *Frederico Reis* (sic!) erklärt, »auf einen wirklichen und wahrhaftigen Glauben an die Götter des alten Griechenlands« stützt, »der Christus ... als einen weiteren Gott, aber sonst nichts weiter zulässt«. *Ricardo Reis*' »wahrer Gott ist das Schicksal, und alle, Menschen wie Mythen, sind seiner Herrschaft unterworfen« (Octavio Paz). War *Álvaro de Campos*, der als Schiffsingenieur Ausgebildete, mit allen Nerven und Sinnen Zeitgenosse, so lebt der Arzt *Ricardo Reis* in jeder Hinsicht, also auch politisch, in der Vergangenheit. Als Monarchist verlässt er nach dem Ende der portugiesischen Monarchie enttäuscht Portugal und emigriert nach Brasilien (von wo ihn später José Saramago in einem

seiner Romane nach Portugal zurückkehren lassen wird). Ganz im Sinne seines *Meisters Caeiro* will auch er nur dem Augenblick leben und diesen nicht zerdenken.

Entsprechend gleichgültig sind ihm Geschichte und Vaterland: *Dem Vaterland zieh' ich Rosen vor*, schreibt er, oder: *Alles, was mit Veränderung mich bedroht, / sei es zum Bess'ren auch, das hass' und flieh' ich*. In der letzten seiner Oden enthüllt er den innersten und platonischen Kern seines Neuheidentums:

*Die Götter bitt' ich nur, dass nichts zu bitten
sie mir vergönnen. Glück ist nur ein Joch,
und Glücklichein beschwert,
weil es mich festlegt.
Mein stilles Leben, ruhig nicht noch ruhlos,
will hoch ich heben über anderer Menschen
Genüsse oder Leiden.*

In seinem Insistieren auf aristokratischen Abstand entpuppt sich das Heteronym *Ricardo Reis* schon deshalb als ein Pessoa besonders naher Verwandter, da dieser selbst eine *Theorie der aristokratischen Republik* plante und zur Demokratie, zumal zu der vom Lobbyismus abhängigen Parteiendemokratie, in der die Abgeordneten mehr um ihre Wiederwahl als ums Gemeinwohl besorgt sind, keinerlei Vertrauen aufbrachte. Keiner dieser Politiker, so Pessoa, zeichne sich dadurch aus »jemals in seinem Leben auch nur im geringsten eine geistige Krise gehabt zu haben, aus der er möglicherweise für immer verwundet herauskommt«. Die Achillesferse der Demokratie sei ihre Abhängigkeit von »den notgedrungen ignoranten und unkultivierten Mehrheiten« und von der so genannten *öffentlichen* »Meinung«. Diese hat Pessoa bereits 1919 in einer scharf-

sichtigen Streitschrift als Chimäre und bloßes Instinkt-Produkt der Pseudo-Intelligenz verdammt (der er nebenbei auch die Devise der Französischen Revolution *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* anlastete). Pessoa verabscheute das Gesetz der großen Zahl. Goethes Devise: *Geselle dich zur kleinsten Schar!* hätte er so wenig widersprochen wie jener des Schillerschen *Demetrius: Die Mehrheit ist der Unsinn*. Insofern verwundert es nicht, dass er für eine »aristokratische Republik« als einer, im Sinne Platons, »Oligarchie der Besten« plädierte, die auch, weil sie bereits eine Institution darstellt, der von einem einzigen Menschen abhängenden absoluten Monarchie, wie *Ricardo Reis* sie favorisiert, vorzuziehen sei. Freiheit ist in diesem platonischen Staat kein Synonym für die Befriedigung materieller Interessen, sondern bedeutet einem höheren Gesetz zu gehorchen, jenem Gesetz also, dem Pessoa schließlich in seinem Gedichtband *Mensagem* in poetischer Form Ausdruck verleihen wird.

Als Pessoa 1928 sein Manifest *Interregnum* zur Verteidigung der Militärdiktatur publizierte, erschien das manchen als sein politischer Sündenfall, obwohl er darin im Grunde nur die Konsequenz aus seinem Misstrauen gegen die Parteiendemokratie gezogen hat. Keinesfalls darf *Interregnum* aber mit einem Bekenntnis zum Faschismus verwechselt werden oder gar als Kniefall vor Salazar, gegen dessen Politik, insbesondere gegen die Zensurmaßnahmen seiner Regierung, Pessoa öffentlich protestierte und auf den selbst er ein Spottgedicht schrieb (*Er trinkt keinen Wein, / nicht einmal für sich allein. / Er trinkt die Wahrheit / und trinkt die Freiheit. / Und mit solchen Wonnen, / dass sie beginnen / nicht mehr auf den Markt zu kommen*). *Interregnum* ist nur zu verstehen vor dem Hintergrund jenes latenten Bürgerkriegs, der zur Zeit des Ersten Weltkriegs in Portugal herrschte, nachdem Deutschland, dessen Handelsschiffe im Hafen von Lissabon be-

schlagnahmt worden waren, Portugal im Februar 1916 den Krieg erklärt hatte. Damals, genau: am 5. Dezember 1917, ergriff eine militärische Bewegung die Macht, an deren Spitze Sidónio Pais stand, ein charismatischer General, der bei einer sofort von ihm angesetzten direkten Volksabstimmung von der großen Mehrheit der portugiesischen Kriegsgegner als Garant einer neuen Ordnung und Friedensordnung gewählt wurde. Dieser bereits ein Jahr später ermordete, von Pessoa als »Präsidenten-König« apostrophierte Sidónio Pais – »der ergebene Gentleman mit stolzem und sanften Blick« und einer »anmutigen Seele, die uns liebte« – wurde für den Dichter zu einer Verkörperung des geheimnisvollen *Ersehnten*, des verschollenen Königs *Dom Sebastião*, und damit im Grunde zum ersten Auslöser des Gedichtbands *Mensagem* mit seiner sebastianischen Mystik. Schon der Titel *Interregnum* impliziert eine Übergangszeit, und nur für eine solche Übergangszeit erhoffte sich Pessoa 1928, als Portugal wieder in Lethargie und Anarchie zu versinken drohte, einen neuen Sidónio Pais. Keineswegs eignet sich deshalb *Interregnum* für irgendein anderes Land zur Rechtfertigung einer Militärdiktatur. Dass statt einem neuen Sidónio Pais dann Salazar die Macht ergriff und für Jahrzehnte seine finstere, vor allem auch auf die Ausbeutung der Kolonien gestützte Diktatur ausüben konnte, machte Portugal zu einem von allen guten Geistern – nicht zuletzt auch denen Pessoa – verlassenen Schreckensland.

Fernando Pessoa war 1935, als er im Alter von siebenundvierzig Jahren an Leberzirrhose starb, außerhalb von Portugal überhaupt nicht und in Portugal nur sehr wenigen Kennern bekannt, hatte er doch gerade erst seinen einzigen Gedichtband *Mensagem* und darüber hinaus nur gelegentlich etwas in kurzlebigen Zeitschriften mit winzigen Auflagen publiziert. Dass Pessoa heute weltweit gera-

dezu *Kult* ist, verdankt er fast ausschließlich seinem aus dem Nachlass veröffentlichten *Buch der Unruhe*, das wie ein Konzentrat all dessen wirkt, was die diversen Heteronyme Pessoa in jeweils eigener Ausprägung repräsentiert haben. Darin mag einer der Gründe liegen, warum Pessoa den Autor dieses in Tagebuchform angelegten *Buchs der Unruhe*, den Hilfsbuchhalter *Bernardo Soares*, nicht als sein Heteronym, sondern als »Halbheteronym« definiert hat. Die Ehre des Halbheteronyms verdankt *Bernardo Soares* vor allem seiner sozialen Existenz als Hilfsbuchhalter in der Baixa, der Lissaboner Unterstadt, ähnelt sie doch ziemlich genau jener Pessoa, der in den Kontoren derselben Baixa als Übersetzer französischer und englischer Geschäftsbriefe seinen Lebensunterhalt verdiente (wenn auch Pessoa, der keine festen Bürozeiten einhalten musste, vielleicht ein »Höhergestellter« war). Nur schwer lässt sich der Eindruck abweisen, im *Buch der Unruhe* das philosophische Tagebuch des Fernando Pessoa vor sich zu haben, mit dem er versuchte, eine Art Bollwerk gegen das Leben zu errichten.

Wenn das *Buch der Unruhe* ein Geheimnis Pessoa's lüftet, dann dies, dass es Überdruß war, der seine Existenz im tiefsten bestimmte und den Urquell seines ganzen Schreibens bildete. Dieser Überdruß ist so fundamental, dass daneben etwa der *ennui* Baudelaires wie eine luxuriöse Marotte wirkt. Es ist »ein so schrecklicher Lebensüberdruß, dass es nicht einmal die Vorstellung einer Handlung gibt, mit der ich ihn meistern könnte. Um ihm abzuhelpfen, erscheint mir der Selbstmord zu unsicher ... Es ist ein Überdruß, der nicht darauf abzielt, das Existieren zu beenden, sondern auf das Schrecklichere und weitaus tiefer Reichende erpicht ist, niemals existiert zu haben, was ganz und gar unmöglich ist.« Einmal, im Jahr 1931, notiert *Soares/Pessoa*: »Der Überdruß ist der Mangel einer Mythologie. Wer keinen Glauben

hat, dem ist selbst der Zweifel unmöglich . . . Jawohl, das ist der Überdruß: der Verlust der seelischen Fähigkeit, sich Täuschungen zu überlassen.« Wäre es möglich, dass sich Pessoa deshalb irgendwann in den Mythos und die schöne Täuschung des *Sebastianismus* mit seinem *fünften Reich* geflüchtet hat, um dem Überdruß etwas entgegen zu stellen, was mehr war oder mehr schien als er selbst?

Vor der Absolutheit dieses Überdrußes, der nichts anderes als ein Synonym für Unglück ist, wirkt jeder Versuch, handelnd – politisch handelnd – in die soziale Wirklichkeit einzugreifen, unangemessen, jeder Appell an ein Kollektiv illusionär. Angesichts einer Arbeiterdemonstration notiert *Soares/Pessoa*: »Die wahrhaft Leidenden rotten sich nicht zusammen, sie bilden keine Gemeinschaft: wer leidet, leidet allein.« Insofern erscheinen ihm die Gewalttaten der Revolutionäre ebenso wie die Mühen der Reformer nicht nur müßig, sondern Ausdruck einer Selbstverkenning:

»Revolutionär oder Reformer – der Irrtum ist der gleiche. Unvermögend, die eigene Haltung dem Leben gegenüber, das alles ist, oder dem eigenen Sein gegenüber, das fast alles ist, beherrschen oder verbessern zu können, geht der Mensch dazu über, die Mitmenschen und die Außenwelt verändern zu wollen. Jeder Revolutionär, jeder Reformer ist ein auf Abwege Geratener. Kämpfen bedeutet, außerstande zu sein, sich selbst zu bekämpfen. Reformieren heißt, selbst nicht besserungsfähig zu sein. Der wahrhaft sensible und wahrhaft vernünftige Mensch versucht naturgemäß, wenn ihm das Böse und die Ungerechtigkeit auf der Welt zu schaffen machen, zuerst im Nächstliegenden Besserung zu schaffen, und das findet er in seinem eigenen Wesen. Diese Bemühung kann ihn das ganze Leben hindurch beschäftigen.«

Es gibt so etwas wie ein heimliches Leitmotiv in Pessoa's Werk, das bei den meisten seiner heteronymen Gestalten, aber vor allem bei Pessoa selbst (in der Pessoa-Literatur »Pessoa ipse« genannt) jeweils variiert antönt, es ist dies das Motiv der *Abdankung*. Schon das erste seiner esoterischen Gedichte aus dem Band *Mesagem*, 1913 geschrieben, trägt programmatisch den Titel *Abdankung* und feiert den König, der sein Schwert und die Insignien der Macht, Krone und Zepter, abgelegt und damit freiwillig auf sein Königtum verzichtet. Ist *Abdankung* vielleicht die aristokratische Form des Überdresses? In dialektischer Umkehrung wird bei *Soares/Pessoa* jeder, der sich der Gesellschaft und dem Leben entzieht und sich dem Willen zur Ohnmacht verschreibt, zum Souverän, zum König seiner selbst. *Dank ab und sei dein eigener König!*: mit diesem Imperativ schließen auch zwei Gedichte des *Ricardo Reis*. Für *Bernardo Soares* bedeutet Verzicht Befreiung – »Nicht wollen ist können« – und wird zur »Wonne der Selbstaufgabe«. War vielleicht auch Pessoa's Flucht in die Heteronyme ein Versuch des Verzichts, wollte er damit das Ich und dessen Insignien, Selbstgewissheit und Selbstbehauptung, ablegen und sich auslöschen in den vielen Gestalten seiner grenzenlosen Einbildungskraft? Doch statt sich auszulöschen, vervielfachte er sich. Hätte die Konsequenz aus seinem Postulat des Verzichts nicht heißen müssen, auf das Schreiben überhaupt zu verzichten? Es ist *Soares/Pessoa* selbst, der sich der Inkonsequenz bezieht: »Ich, der Prediger des Verzichts, habe noch nicht gelernt, ihn vollkommen in die Praxis zu übersetzen. Ich habe noch nicht gelernt, von meiner Neigung zu Vers und Prosa abzudanken. Ich muss schreiben, als hätte ich eine Strafe abzubüssen.« (Wir kennen diese Selbstbeziehung auch von dem in der Heilanstalt von Herisau ver-

wahrten Robert Walser, diesem *entfernten Verwandten* Pessoa.*

Das Buch der Unruhe enthält in seiner letzten portugiesischen Edition einige Prosastücke, die mit ihrem üppig aufgetragenen postsymbolistischen Anstrich eigentlich nicht zu den übrigen Aufzeichnungen des Hilfsbuchhalters *Bernardo Soares* passen (und deshalb von Rudolf Georg Lind in die erste deutsche Ausgabe des *Buchs der Unruhe* nicht aufgenommen wurden). Darunter findet sich auch ein *Trauermarsch für König Ludwig II. von Bayern* betitelt Prosagedicht, das in vieler Hinsicht frappiert. Ist es schon erstaunlich, dass ein junger, gerade aus Südafrika gekommener Dichter am Rande Europas überhaupt von der exzentrischen und tragischen Existenz Ludwigs II. wusste, so fasziniert dieser 1913 verfasste *Trauermarsch* für einen wirklichen und wahnsinnigen König vor allem deshalb, weil sich Pessoa hier offensichtlich als ein Doppelgänger des bayerischen Königs sieht. Als »Unser König von Bayern« wurde Pessoa denn auch von Eduardo Lourenço apostrophiert, der ebenfalls Pessoa im Sinn hat, wenn er über den früh entmachteten und nur noch seinen Träumen hingeebenen Ludwig II. sagt: »Sein Wahnsinn war die Wahrheit seines Lebens.« Es ist in diesem *Trauermarsch für König Ludwig II.* der Tod, der dem König »die einzige Krone anbietet, die man nicht verlieren kann: die des Nichts« (Eduardo Lourenço):

»Setz dich zu mir, auf meinen Thron – und du wirst für immer der nicht zu entthronende Herrscher des Myster-

* Siehe auch: »Sieger im Scheitern – Fernando Pessoa und Robert Walser, zwei entfernte Verwandte«, in Peter Hamm: *Der Wille zur Ohnmacht*, München 1992

riums und des Grals sein, du teilst die Existenz der Götter und des Schicksals, wenn du gleich ihnen nichts bist, kein Diesseits und kein Jenseits hast, nicht mehr das brauchst, was für dich zuviel ist oder dir fehlt, nicht einmal das, was dir genügt. Dann bin ich deine mütterliche Gemahlin, deine wiedergefundene Zwillingschwester. Und sobald du alle deine Ängste mit mir vermählt hast, sobald du mir alles anvertraut hast, wonach du vergeblich in dir suchtest, wirst du in meinem mystischen Wesen aufgehen, in meiner verneinten Existenz, an meiner Brust, wo die Dinge verlöschen, die Seelen versinken und selbst die Götter vergehen.«

Pessoa sah sich selbst gelegentlich in der Nachfolge der großen pessimistischen Melancholiker Omar Khayyam, Giacomo Leopardi und Amiel. Doch deren Weltschmerz erscheint vor dem nahezu triumphalen Nihilismus dieses *Trauermarschs* fast ein wenig harmlos. Erst recht verlieren davor alle realpolitischen Konzepte und Aktivitäten ihren Sinn. Auch war es von diesem ihm anverwandelten Ludwig II. für Pessoa nur noch ein Schritt bis zur Feier der Wiederkehr des im Wüstensand verschollenen Königs *Dom Sebastião*, also bis zur Wiederbelebung des nationalen Mythos, in dem Alles und Nichts so ununterscheidbar geworden sind wie Wahn und Wirklichkeit.

PS.

Der Dichter, der als *Álvaro de Campos* einmal klagte: *Selbst vom Tod erwarte ich keinen Schlaf*, hat in seinem 1913 in der Zeitschrift *A Águia* publizierten Prosastück *Im Wald der Entfremdung* gefordert, dem Leben wie dem Tod eine Absage zu erteilen, – und sich dabei selbst seines Überdresses überdrüssig gezeigt: *Lassen wir ab von der Hoffnung, denn sie trägt; von der Liebe, denn sie ermüdet; vom Leben, denn es nährt,*

aber sättigt nicht; und selbst vom Tod, denn er bringt mehr als gewollt und weniger als erhofft. Lassen wir ab von unserem Überdruß, denn er verschleißt sich selbst und wagt nicht, all die Angst zu sein, die er ist.

Die Angst des Fernando Pessoa weist auf eine ungeheure Leerstelle in seinem Werk, die gleichzeitig auch eine soziale Leerstelle darstellt, nämlich das völlige Fehlen der Frau, die allenfalls in einigen Gedichten des *Álvaro de Campos* in den Gestalten der Nacht oder des Todes erscheinen darf. Trotz der Devise des Dichters *Sei vielgestaltig wie das Weltall!* hat keines seiner vielen Heteronyme die Gestalt einer Frau angenommen. Allerdings gibt es unter den vielen fragmentarischen Notizen zum *Buch der Unruhe* auch diese, die vielleicht auf eine Spur führt, der nachzugehen sich lohnte: *Die Frau, die ich bin, wenn ich mich erkenne*. Doch selbst wenn diese Frau in Pessoa sich in einem Heteronym erkannt und artikuliert hätte, bliebe dieser portugiesische Dichter der multiple Solitär, mit dem keine Gesellschaft Staat *machen* kann, es sei denn, es gälte irgendwo und irgendwann einmal der Traum mehr als die Tat, der Wahn mehr als die Wirklichkeit.

»Nur das, was wir träumen, ist, was wir wahrhaft sind, denn das übrige gehört, weil es verwirklicht ist, der Welt und allen Leuten. Wenn ich irgendeinen Traum verwirklichen könnte, wäre ich eifersüchtig auf ihn, denn er hätte Verrat an mir geübt, indem er sich verwirklichen ließ.« (*Buch der Unruhe*)

(für Alfred Kolleritsch)